Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1945-1946)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

ERICH BROCK:

DAS WELTBILD ERNST JÜNGERS

Eine wesentliche Auseinandersetzung mit Ernst Jünger muß eine Auseinandersetzung mit den drängendsten Fragen des heutigen Denkens und Lebens werden. Denn Jüngers Werk spiegelt die Entwicklung jenes Menschenschlags, der aus dem Erlebnis des ersten Weltkriegs heraus neue Formen des Daseins suchte und dabei teils bewußt, teils unbewußt den zweiten Weltkrieg heraufbeschwor. Erich Brocks Darstellung des Weltbilds Ernst Jüngers[1] führt mitten in die auf Sein oder Nichtsein zielende Problematik hinein.

Jünger hat versucht, das Elementare, Gegenwärtige, «die großartige und entsetzliche Einheit des Erlebens», wie er sie im ersten Weltkrieg erfahren hatte, sich als dauernden Besitz eines intensiven Lebens zu sichern. Jünger gleicht somit jenen mystisch Begnadeten, die versuchen, sich die Gegenwart des Absoluten zu bewahren, während von ihnen verlangt wird, «Gott um Gottes willen zu lassen». Denn das Umschlagen der höchsten Not in die letzte Erfüllung, das dem symbolischen Todeserlebnis des Mystikers wie dem wirklichen des Frontkämpfers zugrunde liegt, ist ein augenblickhaftes Ereignis, das weder dauernd festgehalten noch auf mechanische Weise wiederholt werden kann. Jüngers Formel von der «Sicherheit in flammender Gefahr» erweist sich als paradox: nicht etwa, weil es nicht möglich wäre, sich in der Gefahr sicher zu fühlen, sondern weil die Gefahr für den, der sich in ihr sicher fühlt, den Charakter der Gefahr verliert, und mit dem Schrecklichen zugleich das Göttliche entschwindet. Jüngers Werke zeugen, sofern sie nicht aus der Fülle des wirklich Geschauten und Erlebten mitzuteilen vermögen, von dem Suchen — und Verfehlen des gefährlich-sinnvollen Daseins. Damit ist angedeutet, daß uns Jünger als Beobachter, der zugleich über eine hohe Kunst der Sprache verfügt, in seltenem Maße bereichert, während die Folgerungen, welche der Denker Jünger aus seinen Beobachtungen gezogen hat, zur Kritik herausfordern.

Kennzeichnend für das Jüngersche Denken — und in vielem bildet die Geschichte des deutschen Volkes vor dem letzten Krieg die Parallele zu diesem Denken — ist der Glaube, daß durch die Preisgabe der bürgerlich-romantischen Individualität, durch den Verzicht auf ein unbeschränktes Waltenlassen der Vernunft, durch die ständige «Berührung mit dem Schmerz», durch den Willen zum Opfer schlechthin ein Etwas erzwungen werden könnte, das alles Geopferte bei weitem aufwiegt. Die Haltung des Soldaten, der, auf sein Eigenleben verzichtend, gehorcht bis zum Tod auf verlorenem Posten, diese Haltung wird von der Situation, in der sie geboten sein kann, losgelöst und zum absoluten sittlichen Maßstab, zur pseudo-religiösen Forderung erhoben. (Mit Recht zieht Brock Beispiele aus der Religionsgeschichte zum Vergleich heran, weist er auf den magisch beschwörenden Charakter dieser Denkhaltung hin.) Wo aber der positive Glaube, der Glaubens-

[1] Max Niehans Verlag, Zürich 1945.

Inhalt fehlt, führt der rein formale Glaube, der «Glaube an den Glauben», der zu immer neuen Opfern treibt, ins Leere; die Opfer werden sinnlos. So konnte wohl mehr als ein Jahrzehnt lang geopfert, entbehrt und dabei gerüstet werden; aber die Rüstung selber konnte nur mit der Katastrophe enden; das Nichts hatte sich eines Tages als Nichts zu enthüllen.

Freilich muß hier gesagt sein, daß Jünger, der die Katastrophe seit langem ahnte, von den Entschlüssen seines Volkes mehr und mehr Abstand nahm, in seinen neueren Werken den Wert der seienden und überlieferten Dinge betonte (Marmorklippen, Gärten und Straßen, Myrdun) und es wagte, *in tyrannos* zu schreiben. Auch sein politisches Verhalten in dieser Zeit zeugt von Mut; und es geht nicht an, aus Unkenntnis des Sachverhalts Jünger zu den Nationalsozialisten zu zählen. Dennoch sind unbestreitbar Gedanken aus seinen früheren Werken (Arbeiter, Ueber den Schmerz, Totale Mobilmachung) durch die Geschehnisse auf eine furchtbare Weise weiter entwickelt und besiegelt worden. — Wir kommen auf den Opfergedanken, die Verherrlichung des Schmerzes zurück. Jünger selbst hat in einer seiner neuesten, im Manuskript verbreiteten Schriften (Der Friede) auf das Bibelwort hingewiesen: «Es muß ja Aergernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt!» (Matth. 18, 7; Luk. 17, 1). Diesem Wort entsprechend ließe sich sagen, und damit wäre die Kritik an dem leeren Opferwillen, an dem Glauben an die Magie des Schmerzes zusammengefaßt: Man muß ja leiden; aber wehe dem, der freiwillig leidet — der entbehrt, wo er nicht geheißen ist, der das Pfund vergräbt, das ihm anvertraut wurde. Gott nimmt sich seiner nicht an. «Wer sich selbst erniedrigt, wird nicht erhöht», sagt Brock. Denn wenn Gott *ist*, «so brauchen wir uns nicht mehr aus eigenem Sinn und eigener Kraft von uns abzusetzen, nicht mehr am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen, so brauchen wir uns nicht mehr selbst zu erniedrigen, selbst zu opfern: so *werden* wir erniedrigt, werden geopfert und wissen von wem.» «Nach übereinstimmender Erfahrung und Zeugnis der (wirklichen) Heiligen ist nicht Fortwerfen des Lebens, sondern sein Entrissenwerden das erste.» Andernfalls könnte das Opfer vom Selbstmord nicht unterschieden werden (vgl. das Zitat aus Giraudoux bei Brock S. 242).

Von allen ungeforderten Opfern ist das der Vernunft das verhängnisvollste[2]. Brocks Kritik des Jüngerschen Denkens richtet sich in erster Linie gegen den «Hochverrat des Geistes gegen den Geist», der als Antwort auf den angeblichen «Hochverrat des Geistes gegen das Leben» gemeint war und der «zu den hohen und grausamen Genüssen unserer Zeit» gehören sollte. Brock weist darauf hin, wie Jünger «durch kurzangebundene agitatorische Abzweckung» tief in die Antinomie des «Vernunftbeweises gegen die Vernunft» (ein Ausdruck Kants) hineingeriet, «die nachher so grausige Ausmaße annehmen sollte». Daß es an dem Ort, an welchem der geistig entwickelte Mensch steht, nicht ein Zurück im Sinn eines Verzichts, sondern nur ein Vorwärts im Sinn einer noch vollständigeren Entfaltung gibt, ist die Tatsache, um die wir nicht herumkommen. Im Bereich der Vernunft rächt sich der diktatorische Entscheid, die willensmäßige Festlegung von Grenzen am bittersten. «Der Vernunftbeweis, daß es keine Vernunft gebe, führt nicht zur Freiheit der Natur, sondern zu ihrer Knechtschaft unter dem Geisthaß — führt zum Freiwerden eines Natürlichen, das nicht Unschuld, Kraft und Fülle des Vorgeistigen ist, sondern gegengeistige, gegenchristliche, gegenmenschliche Ersatznatur.» Dieser Weg «führt dahin, wo es vor keinem Greuel mehr Halt gibt.»

Wohl ist es wahr, daß das bloß Geistige sich in der Richtung zum Nihilismus

[2] In diesem Sinn äußerte sich auch Ernst Beutler in seinem Vortrag: «Goethe und die Deutschen», NSR. Januar 1946. Beutler klagt über den Grundsatz: «Nicht denken, sondern glauben!»

hin bewegt (eine Entwicklung, die Nietzsche beobachtet hat, und deren Umschlag in die entgegengesetzte Richtung er bewirken wollte); aber sein bloßes Gegenteil, das einseitige Existenz-Denken, das in gewisser Hinsicht im Faschismus ein politisches Seitenstück besitzt, führt «noch unvergleichlich schneller in den Nihilismus». Die «beiderseitigen Ergebnisse werden in unseren späten Zeiten kaum so weit abstehen wie Wüste und Urwald». Es gilt also, den Weg zwischen Szylla und Charybdis hindurchzufinden und weder auf Kosten einer menschlicheren Geistigkeit dem bloßen Lebenswillen und Machttrieb zu verfallen, noch auf Kosten des Lebendigen sich im leer Geistigen zu verlieren. Der Weg, den Brock auf Grund seiner Auseinandersetzung mit Jünger weist, ist bestimmt schwierig, weil er verpflichtet, nach zwei Seiten hin gerecht zu sein, weil er den Menschen in der ständigen hohen Spannung zwischen den beiden Aeußersten hält. Aber was lohnt denn, wenn nicht während der kurzen Dauer, die das menschliche Leben umfaßt, in der Spannung, im Strom, freiwillig und bewußt sich mitzubewegen und durch Denken und Leben am Vollzug der göttlichen Schöpfung mitbeteiligt zu sein? Wir finden in der geschaffenen Natur die einzelnen Gegebenheiten vor, deren Anspruch an uns wir erfüllen müssen; aber damit wir nicht wahllos dem Einzelnen verfallen und von seiner Dämonie überwältigt werden, ist uns ein Führendes mitgegeben worden: «der Logos, die gutwillige, gutgläubige Vernunft».

Hiermit seien die Hauptgedanken des Brockschen Buches angedeutet. Zu ergänzen ist, daß Brock, der über den Denker Jünger scharf urteilt, den Beobachter und Künstler Jünger sehr schön würdigt. Eindrücklich sind die Kapitel über Jüngers Art, zu sehen, die Kennzeichnung seiner Sprache, die Vergleiche vor allem auch mit verwandten französischen Schriftstellern. — Infolge seines Bestrebens, verschiedenen Seiten gerecht zu werden, ist Brocks Buch nicht leicht zu verstehen (auch die aufschlußreichen, aber sehr gedrängten Anmerkungen erschweren die Lektüre). Es kostet Mühe, jeden einzelnen Gedankengang mitzuvollziehen. Aber wer sich Brocks «Jünger» erarbeitet hat, dankt dem Verfasser für den Gewinn, der ihm durch das Buch zuteil geworden ist.

MARIA BINDSCHEDLER

EIN LEHRSTÜCK VON PRIESTLEY

J. B. Priestley hat sich schon in allen Gangarten der Muse getummelt und dabei beachtlich neue Formen entwickelt. In dem Schauspiel «Die Zeit und die Conways» hatte er den originellen, längst fälligen Einfall, den dritten Akt vor den zweiten zu stellen. Gerade, weil man bei der Zürcher Aufführung vor Jahren gleich erkannte, daß ihm dieser verblüffende Einfall erst hinterher kam und er, mit einem Taschenspielertrick, die Umstellung erst nach Vollendung des Ganzen vornahm, just deswegen mußte man dem Artisten dieser Volte zurufen: Bravo! Was indes Priestley von anderen Experimentatoren unterscheidet, das ist seine Zeitaufgeschlossenheit, die ihn vermutlich bei seinen immer etwas hinter ihrer Zeit zurückbleibenden Landsleuten zu einem kühnen Neuerer und Schrittmacher stempeln dürfte! Nun, ein Neuerer ist Priestley nicht; wohl aber ein Schrittmacher für europäisches Zeitgedankengut. Uns ist das alles nicht neu, was er da in seinem merkwürdigen Schauspiel *Und ein Tor tat sich auf* vorbringt; aber den Engländern dürfte er ein Tor aufgetan haben... Merkwürdig bleibt sein Stück, dessen sich zuerst das Berner Stadttheater annahm, dann das Zürcher Schauspielhaus und

zuletzt auch das Basler Schauspiel, weil es — kein Stück ist. Ja, doch, ein Stück Rede, eine Debatte, ein dialogisierter Essay — aber mit dem Theater hat das alles wenig zu tun. Im besten Fall wird man es ein *Lehrstück* nennen und dabei auch an Brecht denken, der diese Form wollte, versuchte und durchsetzte. Indes, die «epische» Dramatik Brechts ist, mit dem Schauspiel Priestleys verglichen, tolles Theater, packend und aufwühlend. Das englische mutet wie ein Diskussionsabend in der Vorstadt an, oder wie ein *Hörspiel,* das wir zufällig auch zu Gesicht bekommen — aber zu *sehen* gibt's da nichts! Was sich diese Personen, sorgsam ausgewählte «Typen», Repräsentanten ihres Milieus und einer bestimmten Einkommensklasse, zu bieten haben, ist *erzählt,* nicht gehandelt; und *die Stadt,* die sie zuerst fatamorganisch sehen, dann, durch das geöffnete Tor tretend, persönlich erleben, wird uns ebenfalls nur erzählt, nicht gezeigt!

They came to a city, und sie finden eine ganz neue Individualität von Stadt dort unten, von der sie wunders was zu berichten haben, hoch begeistert oder tief enttäuscht. Es ist eine Stadt nach Wunsch und Maß der jungen Generation, die, durch soziale Erschütterungen gegangen, müde ist der kapitalistischen Stadtwesen, wo Arme und Reiche unterschiedlich wohnen und sich auch nach ihrer Lebensart unterscheiden. Kurz und gut: was Priestley sieht — aber im Grunde nur beiläufig andeutet —, das ist die soziale Stadt und die Sozietät in ihr, die eine neue Gemeinschaft bildet, eine *Kommune,* in der Rassen- und Klassenunterschiede aufgehört haben, ja gänzlich vergessen sind. Und dafür, daß er uns die Stadt nicht selber sehen läßt, entschädigt er uns mit einigen *Beispielen* ihrer Andersartigkeit, die bald didaktisch, bald witzig herauskommen: so, wenn er uns durch den frechen Mund des Finanziers verkündet, daß die Leute dort keine Ahnung haben von Geldgeschäften, daß sie nicht wissen, was eine Bank ist, es sei denn eine Schulbank — doch in jener Stadt scheint es nicht einmal Schulbänke zu geben, da der Unterricht sich in *Spiel* auflöst. Wir verstehen gleich, was gemeint ist, wenn uns das diesseits als Barmädel mißbrauchte Mädel begeistert versichert, jenseits — dies- und jenseits vom Tor! — habe sie nur freundliche und freudige Gesichter gesehen, und die ganze Stadt sei nur Freude und Tanz und Lachen! Und da auch von viel Grün und Gärten erzählt wird, das die Reihe der Steinhäuser unterbricht und das Städtische sozusagen mildert, scheint uns, daß zum ideologisch-östlichen Urbild der von Priestley angelegten Stadt auch das Modell der Gartenstädte eines Muthesius hinzukam. Es ist eigentlich schade, daß der Autor seine Form nicht noch freier macht, so daß dem Zuschauer erlaubt wäre, an den Diskussionen dieser undramatischen Figuren teilzunehmen — denn wir hätten ihn an einer bestimmten Stelle, wo die Rede ist von der Anhaltung eines kapitalistischen Schwätzers durch Schutzleute, gern interpelliert und gefragt, warum es denn in dieser Stadt, die er *Ideal* hätte taufen können, überhaupt noch Polizei gebe und Uniformen?

Doch da ein Drama, ob nun der Autor will oder nicht, von einem gewissen Moment an selber zu leben beginnt, scheint uns kein Zufall, und auch keine Stilabsicht des Verfassers, daß er von seiner Stadt nur *erzählen* läßt: so wie einer, der von einer Reise eben zurückkehrt, noch verwirrt von all den Eindrücken, nicht alles hübsch der Reihe nach berichtet, sondern nur diesen und jenen Eindruck, aus dem Zusammenhang des Ganzen gerissen; vielmehr beweist uns gerade damit Priestley, der Priester seiner Stadt, daß er sie nur undeutlich geschaut hat und daß sie noch *Vision* ist, unklar selbst dem Dichter, der noch nicht die Kraft hat, sie vor uns sichtbar aufzubauen! Immerhin gibt es hübsche Pointen in diesem Lehrstück, das, wie gesagt, uns wie ein irrtümlich auf die Bühne geratenes Hörspiel anmutet — zu welchem Eindruck auch die ägyptische Finsternis (oder soll man nun sagen: die bombeneuropäische?) der ersten Szenen beiträgt. Aber auch über Gemeinplätze, die der Autor irrig für Fruchtfeld ansieht, führt

der längliche Weg dieser, von keinen erregenden, nur erredeten Momenten belebten Unterhaltung, die keine Handlung, nur einen Handel mit Begriffen enthält.

Zu guter Letzt leistet sich der sozialistisch angehauchte und uns anhauchende Autor einen Witz wider Willen, den er als solchen gar nicht erkennt: wenn das Tor sich wieder schließt und wir erwarten dürfen, daß sich Barmädel und Mechaniker rasch wieder in die zauberhafte Stadt begeben werden, um fortan ihren Idealen an idealem Ort zu leben, müssen wir erfahren, daß der kommunistische Arbeiter *draußen* bleibt, gleich den Kapitalisten, die sich enttäuscht, ja angewidert von dieser city wenden — und warum? Weil er *hier* die Aufgabe sieht, von ihr zu erzählen, und zwar die Wahrheit, die jene Kapitalisten entstellen würden! Verstehen wir recht, so zieht er die Rolle des Agitators in der kapitalistischen Kapitale der Vollendung seines eigenen Lebens entschieden vor — was man zwar als Symbol annehmen, aber auch als Symptom deuten kann, wenn man gerade schlecht auf Kommune und Kollektiv zu sprechen ist: jedenfalls werden boshafte Beobachter hier einwenden können, daß mancher theoretische Kollektivist lieber dem Kollektiv fernbleibt und sich unter den Individualisten wohl sein läßt... Doch wir wollen gerecht sein: in Priestleys legendärer Stadt ist auch das englische Ideal des privat life insofern erfüllt, als auch von einzelnen Häuschen mit Gärtchen gesprochen wird, die es dort gibt (wenn wir recht gehört haben).

Von Werner Kraut, der das Experiment in Bern inszenierte, auch in Zürich eingeübt, schien die Prämisse des ersten Aktes das Publikum zu langweilen, wohingegen die Beweisführung des zweiten willige Ohren fand, die gern lauschten. Viele, die keine Zeit und Geduld haben, ein theoretisches Werk zu lesen, genießen solche Utopien auf dem Theater um so lieber, weil ihnen die Theorien bequem ans Ohr gereicht werden — wie denn überhaupt der Unterschied zwischen Lektüre und Theaterbesuch der gleiche ist wie zwischen Gymnastik und Massage.

VICTOR WITTNER

GENERAL HERZOG

Es ist nicht allzu schwierig, mit der Biographie eines überragenden Menschen eine weitere Leserschaft zu fesseln. Wer sich aber an die Darstellung eines bescheidenen, zurückhaltenden Mannes wagt, aus dessen Leben nicht viel Neues zu berichten ist, dessen Biographie in fast monotoner Gleichmäßigkeit abrollt, von dem das einzige, was ihn für kürzeste Zeit berühmt gemacht hat, zudem allgemein bekannt ist — ein solcher Biograph hat es unendlich viel schwerer.

Um so größer ist die Anerkennung, die wir dem Buch von Hans Senn über General Herzog (Verlag Sauerländer, Aarau) zollen. Der Verfasser hat es verstanden, aus der Verhaltenheit dieses Lebens eine allmählich sich steigernde Spannung herauszuholen, die die Lektüre des Buches zur Freude gestaltet.

Ein erstes Kapitel führt uns in die Verhältnisse des schweizerischen Militärwesens im 19. Jahrhundert ein, wo wir allerhand unbekannte und lesenswerte Dinge vernehmen und wo auch ein historisch gebildeter Leser bisweilen überrascht den Kopf schüttelt. Nach dieser mehr technischen Einleitung entwickelt Senn dann die Geschichte der Familie Herzog — gleichzeitig ein Stück

schweizerischer Industrieentwicklung. Vor diesem Hintergrund und aus dieser materiellen Grundlage wächst nun der Geschäftsmann Karl Johann Herzog heraus, den die technischen und militärischen Liebhabereien immer ausgesprochener auf die Offizierslaufbahn verweisen. Er eignet sich eine Fülle von soliden Kenntnissen an, er wird unmerklich zum Fachmann, auf dessen Urteil weite Kreise hören, so daß es schließlich selbstverständlich ist, daß er zum Artillerieinspektor ernannt wird. Dieses — und weniger sein Generalsamt — wurde die große Aufgabe seines Lebens. Was er hier geleistet hat, wurde bahnbrechend für die Zukunft. Ihm war es zu danken, daß 1870 die Artillerie als die Elitetruppe des schweizerischen Heeres galt.

Wohl das beste Kapitel des Buches ist aber die Darstellung der Grenzbesetzung von 1870/71. Nirgends kommt die saubere Objektivität und die menschliche Ueberlegenheit über den Stoff besser zum Ausdruck. Herzog wurde im Juli 1870 zum General gewählt. In der Folgezeit hatte er allerhand Streitigkeiten mit der obersten Bundesbehörde durchzufechten. Senn schildert uns erst genau und gewissenhaft die Rechtslage, die durchaus nicht eindeutig war. Dann wird eindrücklich jene Seite von Herzogs Charakter herausgearbeitet, die in ihrer menschlichen Bescheidenheit ja sympathisch berührt, die aber dennoch den Eindruck hinterläßt, Herzog habe sich seinem hohen Amt vielleicht nicht ganz zu Unrecht nicht gewachsen gefühlt. Wohl mochte er dumpf in sich tragen, was ihn zum militärischen Führer der Stunde erhoben hatte. All seine Ideen waren gut, seine Absichten richtig; aber das Bewußtsein seiner eigenen Unsicherheit nahm ihm die Kraft, das Gefühlte energisch durchzusetzen. Er war nicht die große Führerpersönlichkeit, die Behörden und Volk hätte mitreißen können. Er wurde erst in dem Augenblick wirklicher General, als die Ereignisse ihm Aufgaben stellten, bei denen er nicht mehr fragen und zaudern durfte. Als die Bourbakiarmee sich der Schweizer Grenze näherte, stellte der Bundesrat an den General das Ansinnen, Truppen zu entlassen, da ja soeben der Waffenstillstand geschlossen worden sei. Hier wagte es Herzog, sich dem Willen des Bundesrates zu widersetzen, da er klarer und von theoretischen Ueberlegungen nicht angekränkelt, die augenblickliche Gefahr an der Grenze erfaßte. Jetzt bewies Herzog jene Festigkeit, Geistesgegenwart und Entschlußkraft, die ihm in den Zeiten des bloßen Planens und Vorbereitens gemangelt hatten. — In der Zeit des Wartens, zwischen Juli und Dezember 1870, war es vielmehr Bundesrat Welti gewesen, der in klarer Art gewußt hatte, was er wollte, und der als Staatsmann von bedeutendem Format seinen Willen General Herzog gegenüber durchzusetzen verstanden hatte. Senn bricht hier einen Augenblick ab und führt den Leser in die Welt der Politiker ein, weist auf die Ideen hin, die insbesondere bei Bundesrat Welti maßgebend waren, und hebt damit die beiderseitigen Differenzen aus der Atmosphäre persönlichen Haders auf die Ebene grundsätzlicher Konzeptionen: Welti besaß den Sinn für das Ideelle, für große Gesamtaspekte, Herzog eignete der unbestechliche Wirklichkeitssinn des Praktikers, der in der konkreten Situation den sichereren Blick hatte.

Dadurch, daß Senn für die Schwächen und Unzulänglichkeiten seines Helden in keiner Weise blind ist, scheint indessen die Gestalt General Herzogs nur zu gewinnen. Er war vielleicht kein Führer und kein Held, aber er war ein Fachmann von unbestechlichem Scharfblick, unerhörter Arbeitskraft, durch und durch rechtlich und in der Stunde der Entscheidung seiner Aufgabe voll gewachsen.

Herzog soll seine Sache jeweilen am liebsten durch Zahlen und Fakten vertreten haben; diese waren zwar unrhetorisch, aber unwiderleglich. Es will uns schier bedünken, als ob die Art des Helden den Autor unmerklich beeinflußt habe; sein Buch wirkt durch die

Tatsachen. Vieles muß sich der Leser in eigener Gedankenarbeit aus den Tatsachen heraus aufbauen. Hie und da hätte man wohl wünschen mögen, der Verfasser hätte etwas nachgeholfen. Vielleicht ist das auch die Ursache dafür, daß man sowohl im Stil als im Bild der Persönlichkeit einen gewissen letzten Glanz vermissen könnte. Doch möchten wir nachdrücklich betonen, daß das Bemerkungen am Rande sind, daß der Verfasser bei entscheidenden Abschnitten doch innehält, um uns das Wesen der Personen geradezu zu schildern.

Der Fachmann wird dem Autor für die Fülle gediegenen und genauen Detailwissens dankbar sein und der Laie dafür, daß dieses wissenschaftliche Material so übersichtlich und gemeinverständlich verarbeitet worden ist. Sie beide werden das Buch aus der Hand legen mit dem Bewußtsein, eine immerhin bedeutende und in ihrer menschlichen Erscheinung vorbildliche Gestalt kennengelernt zu haben.

THEODOR FLURY

«NARZISS UND GOLDMUND» UND «TRAUMFÄHRTE»

Zwei Bücher von Hermann Hesse

In der Erzählung *Narziß und Goldmund* (1930) verläßt Hermann Hesse das autobiographische Bekennen im engeren Sinn, ein Bekennen, das in den Gedichten «Krisis», in den Erzählungen von Klingsor und vom Steppenwolf in großer schöpferischer Spannung bebte, und gibt sich der reinen Menschengestaltung in einem erträumten spätmittelalterlichen Kulturkreis hin. Die Urthemen des Dichters, die Probleme des Demian leuchten in neuer Gewandung: der Künstler, der Freund, die Geliebte, die ewige Mutter. Das Vulkanisch-Qualvolle des Jugendwerkes «Demian» verwandelte sich nun in überlegenes Schaffen, in eine Könnerschaft, getragen von pochendem Herzen und kühlem Kopfe. Im Demian fehlt noch die Darstellung des väterlichen Prinzips, die Urmutter wirkt mit allen Wonnen der Dunkelheit und des grellen Lichtes in die unerschlossene Seele Sinclairs. In Narziß und Goldmund sprengt der Dichter die Welt der bedingungslosen Introversion und taucht die Probleme in episches Geschehen. Der ewigen Mutterwelt, der kreatürlichen Psyche, der der Künstler Goldmund angehört, stellt er die Vaterwelt, den Logos, Narziß gegenüber.

In einem Kloster — es heißt Mariabronn in Erinnerung an Hesses Jugend zu Maulbronn — findet der weiche, schöne, unerschlossene Jüngling Goldmund den geliebten Führer, den jungen gelehrten Mönch Narziß. Die Freundschaft des Jüngeren ist intuitiv, schwärmerisch; Narziß überwindet die Wärme des eigenen Gefühls und verwandelt es in führende Hingabe, im tiefen Wissen, daß jeder Mensch seiner eigenen Bestimmung entgegenwachsen müsse, wie stark auch die Macht der Umgebung sei. Goldmund gehört dem Leben, er verläßt das Kloster, stürzt sich in die bunte, verwirrende Aventiure, ein Wandernder, künstlerisch Schaffender, ein Liebender und Sünder, ein Sucher der ewigen Mutter. Narziß gehört dem Geiste, der Kirche. Er ist ein Verzichtender, der von der Mutterwelt Goldmunds träumt und dann in schwerster Erschütterung dem sterbenden Freunde nahe ist.

Bis in die Wurzeln seiner Existenz ist Narziß aufgewühlt; denn seine Heimat war der Logos, der strenge kühle Geist. Goldmund zeigte ihm die Ganzheit des Lebens, und wie Feuer brennen in ihm die letzten Worte des Freundes: «Aber wie willst du denn

einmal sterben, Narziß, wenn du doch keine Mutter hast? Ohne Mutter kann man nicht lieben, ohne Mutter kann man nicht sterben.»

Die Mutterwelt bedeutet Liebe und Schicksal, Leben und Tod. Sie umfängt — die ewige Mutter — rätselhaft lächelnd alle Kreatur. Wer ihr dient, leidet tiefer als der kühle, vornehm abgeschlossene Geistesmensch. Menschen wie Narziß sehnen sich nach dieser Mutterwelt, der der Künstler innigst angehört; Adel und Größe, Sehnsucht und Opferfreude sind Form geworden in diesen beiden Typen des Menschlichen, in Narziß und Goldmund. Beide sind sie Kinder der Eva-Mutter, dem Künstler wird das geliebte *Leben* schwer, dem Gelehrten aber der *Tod*. Denn nur im Begreifen des Ewig-Mütterlichen wird die große Einsamkeit von uns genommen. Das ist die Weisheit dieses großen Buches, das die Merkmale der Meisterschaft trägt: *Liebe* und *Maß*. Es ist neu erschienen in der anmutig ausgestatteten Manesse-Bibliothek der Weltliteratur.

Die Erzählungen *Traumfährte* sind wie Wunderblumen, gewachsen am Rande der Dichterstraße von Hermann Hesse. Der Verlag Fretz & Wasmuth hat sie zu einem schönen Strauße gebunden. Diese Geschichten sind keine Nebenwerke, denn fast in allen ist der Dichter ganz. Er ist in ihnen mit seinen Farben und seiner Musik, mit seiner symbolschaffenden Kraft, mit seiner Liebe. Die Novellen sind in verschiedenen Schaffensperioden entstanden. Allen gemeinsam aber ist der faszinierende Stil des Dichters. Es ist eine heimlich leuchtende, sanft rhythmisierte Prosa, die sich sowohl von der Zwittergattung der alliterierenden, stark akzentuierten Prosa (nur die Dichter des Zarathustra und der Imago konnten diesen Stil sich leisten!) als auch von der Härte eines Hemmingway unterscheidet. Kein Hauptwort, kein Eigenschaftswort steht zufällig in Hesses anmutigen Perioden, alles ist notwendig ohne Zwang, schön ohne Perücke und Schminke. Leise Wehmut und feine Ironie sind besondere Ingredienzien dieses Stils. So führt uns Hesse behutsam auf seine Trumfährte, hebt in poetischer Analyse jugendliche Urbilder aus dem Mantel des Traumes. Die Kindheit des Zauberers zeigt uns das frühe Vertrautsein mit dem lebendigen Mythos, östliche Gottheiten schimmern auch in den kurzgefaßten Lebenslauf hinein. «König Yu» ist eine herrliche Legende in chinesischem Gewande, und «Vogel» ein Märchen voll romantischer Ironie, die Heimatlosigkeit und ewige Gegenwart des Poetischen, des Wundervogels, zeichnend. «Das Märchen vom Korbstuhl», das den Dilettantismus verspottet, wirkt vielleicht etwas blasser, und «Edmund», eine unzulängliche geistige Führerschaft anklagend, ist schwerer zugänglich. Die «Schwäbische Parodie» und «Vom Steppenwolf» funkeln in liebenswürdiger Ironie. «Die Stadt» und «Der Europäer» erleuchten unser tragisches Zeitalter, das — von der Technik beherrscht — in bösen oder unfruchtbaren Ideologien verharrt, sich selbst zerstört und den Zusammenhang mit den ewigen schöpferischen Mächten verloren hat. Die Novelle «Tragisch» ist erfüllt von der Ehrfurcht vor dem Worte, vor der deutschen Sprache. Hermann Hesse dient unserer Sprache wie wenige in diesen Tagen. Unablässig rang der Dichter seit Jahrzehnten um die Bewahrung der großen geistigen Zusammenhänge, er war ein Tröster in den furchtbaren Anfechtungen einer rasenden Epoche und ist einer der ersten, die das durch Schuld und Verzweiflung gebeugte Volk der Deutschen auf der Fährte des Traumes zu seinem wahren Selbst, zum geläuterten Menschentum, führen werden. So steht Hermann Hesse neben seinem Bruder im Geiste, Ernst Wiechert, der durch den Totenwald hindurchgeschritten ist. Das Werk des Meisters von Montagnola ist uns köstlicher Besitz, wie ein Edelstein, der gerade im Dunkeln zu strahlen und zu leuchten vermag.

RICHARD B. MATZIG

«FRANZ VON ASSISI, LEGENDEN UND LAUDE»[1]

Es ist ergreifend, die liebe weltliche Torheit bei Franz von Assisi schon entdecken zu können, da er noch keineswegs ahnt, daß sie die Vorläuferin der kindlichen Selbstentäußerung ist, der er sich kurze Zeit darnach für alle Ewigkeit verschreibt. Ja, mehr noch: es ist einer der ins Auge fallenden Wesenszüge des vorliegenden Buches, daß man es nicht nur als eine höchst eindrucksvolle Sammlung aus dem 12. Jahrhundert zu lesen vermag, sondern auch als ein Problem unserer Zeiten empfindet, vor das sich die Menschheit immer wieder gestellt sieht. Zur Unmittelbarkeit trägt gewiß die vorzügliche Uebertragung bei. Da mir Berufene dies bestätigten, darf ich wohl auch die Einwände, die gegen die Uebersetzung von einigen Leuten vorgebracht worden sind, mit den Worten widerlegen, die ein Freund des vorliegenden Bandes gefunden hat. Es heißt in jenen Ausführungen: «Von einigen Lesern ist kritisiert worden, daß die deutsche Uebersetzung der Legenden und Laude nicht ‚genau' sei. Das ist natürlich ein Irrtum. Diese Kritiker haben die Einleitungen und Anmerkungen von Prof. Dr. O. Karrer nicht oder nur flüchtig gelesen, sonst hätten sie sehen müssen, daß der Herausgeber dem deutschen Text den lateinischen zugrunde gelegt hat. Wir haben es also bei den nebeneinanderstehenden Texten mit der lateinischen Fassung in deutscher Sprache und um die volkstümliche italienische Fassung zu tun. Die beiden letzten Fassungen entsprechen sich weitgehend, aber nicht immer. Und gerade diese Unterschiede sind höchst belehrend.»

Es gibt Bücher, die zu allen Zeiten gleich viele Leser finden werden. Sowohl unter den Laien, die ihren Durst nur an reinen Quellen zu stillen vermögen, als unter den Schöngeistigen, wie auch unter den Gelehrten, die Weizen von Spreu sondern. Zu diesen zählt meines Erachtens «Legenden und Laude». Das Buchformat und die Wahl des Papiers finden allgemeinen Anklang, der Druck ist leserlich, die Ausstattung einfach, gediegen.

REGINA ULLMANN

[1] Herausgegeben und erläutert von Otto Karrer, Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, Zürich, Conzett & Huber, 811 Seiten, Fr. 9.90